

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

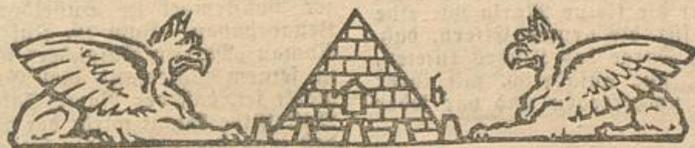
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

29.8.1926 (No. 35)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 35



29. Aug. 1926

Heinrich Bierordt / Noch etwas von Freiligrath und Freiligraths.*)

Die freundliche Aufnahme, die meine Mitteilungen über die Familie Freiligrath allenthalben gefunden haben, und die mir zeigten, daß Empfindungen und Gefühle für den edeln, viel umhergetriebenen Dichter und die Seinigen keineswegs erloschen sind, vielmehr nur eines leisen Blasebalganhanges bedürfen, um die alte Flamme von neuem zu entfachen, veranlaßt mich, noch weiteres aus lebendiger Erinnerung, aus Briefen und Tagebuchvermerken längst versunkener Zeiten mitzuteilen.

Wenn die früheren Freiligrath-Erinnerungen von Belang sein sollten, möge sie im Märzheft 1924 der Zeitschrift „Der Lärmer“ nachlesen; sie bilden den 16. Abschnitt meiner Lebenserinnerungen; hier sammle ich nur eine Nachlese — „Zwischen den Garben“.

Wegen seiner herrlichen Kriegsbildungen, vorab wegen seines unvergänglichen Gedichtes „Die Trompete von Gravelotte“ — oder, wie sie später hieß: von Bionville — wurden Freiligrath, dem einstigen Umsturzmanne, dem der Märchenblätter und Heldenverehrer Andersen bei einer Begegnung auf den Straßen Londons ängstlich und behrmsam aus dem Wege ging — was unser Dichter dem im übrigen hochverdienstvollen Dänen nie verzeihen und wofür er ihn in einem weniger bekannten Gedicht schwer gezüchtigt hat — von einigen deutschen Fürsten im Jahr 1870 Orden angeboten, die er jedoch mit Rücksicht auf seine ehemaligen politischen Kampf- und Gefinnungsgeossen, aber ohne jede gehässige Spitze, dankend ablehnen zu müssen glaubte. Einer seiner größten, menschlich schönsten Dichtertriumphe, wie mir wenigstens immer erscheinen wollte, war es, daß die Auen eines preussischen Königs, Wilhelm des Siegreichen, sich bei der Vorlesung der „Trompete von Gravelotte“ abends im Hauptquartier gefreut haben — man denke dabei jener wildflamenden, bluttrümpften Ergüsse, die derselbe Verfasser dieses hinreichend schönen, echt vaterländischen und unsterblichen Gedichtes in den 1840er Jahren gegen Friedrich Wilhelm IV., den Bruder, König und später Kaiser Wilhelms, brandfackelgleich geschleudert hatte, und die Freiligraths Namen in königlich preussischen Kreisen für Jahrzehnte hinaus zu einem unverdaulichen und verhassten gemacht hatten! —

Als Freiligrath Ende der 1860er Jahren, vermöge des „Nationalbankes“, in die ihn beglückende Lage versetzt wurde, als alternder Mann seine dumpfe, kaufmännische Geschäftsstube zu London zu verlassen und aus der sozusagen Verbannung ins heißgeliebte Vaterland zurückzukehren, da schwankte er längere Zeit, wo er in Deutschland sein Zelt endgültig aufschlagen sollte. Gern wäre er wieder in seine alte Wahlheimat, an den Rhein, heimgekehrt, wo er zu Sankt Goar und Ahmannshausen die ersten glücklichen Ehejahre verbracht hatte; doch er fühlte sich, nach dem Zeugnis seiner Gattin mir gegenüber, nicht ganz bebaulich im Gedanken, auf preussischem Boden künstlich zu leben, weil er ganz im geheimen den Argwohn nicht völlig loswerden konnte, Freuden könne ihm, aller Umsturzzelten gedenk, eines Tages irgendwelche Schwierigkeiten in den Weg legen. Darin hat er doch wohl zu schwarz und mißtrauisch gesehen; man hätte sicherlich, bei der völlig veränderten Weltlage, bei seinem großen Rufm als deutscher Sänger und als ein von unzerstörten Ver-

ehren mit offenen Armen jubelnd Empfangener, ihn dauernd in Frieden und Ruhe gelassen.

Bei seiner Heimkehr veranstalteten ihm seine Bewunderer im Kölner Gürzenich ein Willkommfest. Der Gefeierte war bekanntlich kein großer Tischredner oder gar Stegreifdichter; es war ihm eine peinliche Verlegenheit, bei solchen Anlässen das Wort ergreifen zu müssen; und so hatte er, wie er in ähnlichen Fällen pflegte, vorher einen dichterischen Trinkspruch zu Papier gebracht. Diesen wollte er soeben aus dem Rock hervorlangen, aber wehe! — er zog unter dem Jubel der Anwesenden statt eines zerknitterten Papierfehens mit den festlichen Strophen seine — Rückfahrkarte nach London aus der Westentasche hervor! Dies hat mir sein jüngster Sohn, Percy Freiligrath, der als sechzehnjähriger Junge den ergößlichen Auftritt miterlebte und dem an jenem denkwürdigen Festtage zum erstenmal ein Hochsein über die Bedeutung seines Vaters aufging, später in unverächtlichen Düsseldorfser Sommertagen selbst berichtet.

Ferdinand Freiligrath hat dann schließlich Schwaben zum Aufenthalt für seinen Lebensabend erkoren, weil er sich im südlichen Deutschland am sichersten und geborgensten fühlte. Um ein Haar wäre Freiligrath sogar ein Nachbar Karlshubes geworden. 1871 war ihm zu Frauenalb im Albial — eine Stunde von dem weltbekannten, württembergischen Badeort Herrenalb enisernt — auf badischem Boden ein romantischer Landsitz zum Kauf angeboten: die spätere von Babo'sche Villa, der angeblühte, einstige Sommeritz der Frauenalber Abtissinnen. Die Kaufverhandlungen zerbrachen sich jedoch. Es wäre dies ein dichterwürdiger Wohnsitz gewesen, „in dämmernden Lauben verwildert“, die richtige Verbildlichung eines Eichendorff'schen Gedichtes. Heute ist der Garten modern vernüchert, der traurigen Zeit entsprechend, nur noch ein Ruhsarten. Bloß der alte Mitter, der in rastloser Mühsung geistweise treppauf, treppab darinnen herumgestiegen, soll sich tatsächlich in alter Geistesromantik noch ab und zu vernehmen lassen, wie mir Freunde bezeugen, die den alten, wunderbaren Barockbau heutzutage bewohnen . . .

Als Sinnbild gewissermaßen für Freiligraths hausväterlich sorgende Ordnungsliebe: ein großer Hauschlüssel hing an besonderer, schmaler Zimmerwand von seinem Naacel herab! Darunter, auf dem Fußboden, standen stets zwei Körbchen, das eine mit Nägeln und Schrauben aller Arten und Größen, das andere mit Hammer, Stemmeisen, Zangen und allerlei Handwerkzeug angefüllt . . .

Freiligrath war daheim meist heiter und aufgeräumter Stimmung, einer festen Gesundheit sich erfreuend. Er hatte so scharfe Augen, daß er die Sichelform der Venus mit unbewaffnetem Gesichte sehen konnte, und freute sich am Glanze dieses Sternes noch im Winter 1874/75, als die Venus durch die Sonne ging; damals war sie Morgenstern und erreichte am 14. Januar ihren Glanzpunkt. Freiligraths Bett stand zu Cannstatt so, daß er den östlichen Himmel und den Redar zu schauen vermochte, in dem das Sternbild eine strahlende Brücke baute; so groß und kräftig war der Glanz.

„Nie werde ich die Pracht des leuchtenden Geirnes vergessen“, schrieb mir Maria Melos, „welches auch Ferdinands Auge hell leuchten ließ“.

*) Vgl. „Pyramide“ Nr. 36/1924.

Mozart war der besondere Liebling Freiligraths. Oft sang er sein Wiegenlied „Schlafe, mein Prinzchen, schlaf ein“ vor sich hin und ergabte sich immer wieder höflich an den altmodischen Rokokoverten:

„Nur in der Jose Gemach
Tönet ein zärtliches Ach . . .“

In Freiligraths Nachlasse fanden sich viele angefangene, jedoch nicht vollendete Gedichte vor, so z. B. ein Lied auf den Tod seines zweiten, am 24. September 1846 zu London geborenen, aber schon am 1. November desselben Jahres wieder gestorbenen Kindes Maria. Die bruchstückhaften Gesänge lauten:

„Ich zengte dich, du süßes Kind der Schmerzen,
Im Land Helvetien, wo die Gletscher raaren,
Vom Fuß der Alpen unter ihrem Herzen
Hat deine Mutter nordwärts dich getrauen.“

Drum auf der Insel, der vom Meer umrauten,
Drum in den Nebeln dieser Auersachsen
Soll auf dem Grabe, dem wir dich vertrauten,
Von jenen Alpen eine Rose wachsen.“

Auf dem Londoner Abney-Cemetery liegt die Kleine begraben und ein Steinkreuz bezeichnet die Stelle, wo der deutsche Dichter sein Kind in fremde Erde betten mußte. Oft gedachte Freiligrath brieflich und mündlich des frühe vollendeten Lieblings; ja, wenn er seine Kinder zählte, pflegte er die kleine Maria wie eine Lebende mitzuzählen. Es war hart für die armen Eltern, daß, während sie in tiefster Trauer an dem Sarco des Kindes knieten, die Londoner Gassenjungen draußen, wie alljährlich, mit ihrer Puppe — Guy Fautes darstellend — umherzogen und vor jeder Haustür ihr erschütterndes

„Good people, remember
The fifth of November!“ sangen. —

Außer jenem Ring mit Schillers Haar, dessen ich früher schon gedachte, besaß Freiligrath auch wertvolle Schillerhandschriften, die ihm der Weimariische Kommissionsrat und Hofbuchhändler W. Hoffmann, der häufig mit Schiller im Verkehr gestanden war und als Handschriftenbegutachter, vor allem als Kenner von Schillers Handschrift weithin einen bekannten Namen hatte, als echt beglaubigte. In den 1850er Jahren, zumal als der hundertste Geburtstag des Dichters herannahte, waren vielfache Betrügereien und Fälschungen mit Schillers Handschrift vorgekommen. Echte Schillerhandschriften sind nämlich verhältnismäßig selten, da Schiller alle Entwürfe und erstmalige Niederschriften seiner Dichtungen alsbald nach der Abschriftnahme zu vernichten pflegte; vermutlich war es ihm ein unangenehmes Gefühl, von Späteren sich allzusehr „ins Konzept“ oder „hinter die Kulissen“ blicken zu lassen.

Sogar eine Locke von Schillers goldig-rötlichem Haare hing, mit den Handschriften eingerahmt, in Freiligraths Arbeitsraum an der Wand.

Als würdiges Gegenstück dazu barg ein anderer Rahmen Handschriften Goethes: ein Kärtchen vom 27. März 1778 an Auguste Gräfin zu Stolberg, mit der Grabschrift:

Ich war ein Knabe warm und aut,
Als Jüngling hatt' ich frisches Blut,
Versprach einst einen Mann,
Gelitten hab' ich und gekiebt
Und liege nieder ohnbetrübt,
Da ich nicht weiter kann.

Ferner ein Briefbogen mit gemalten Leistenbildchen, wozu Goethe den Vierzeiler dichtete:

Manches Herrliche der Welt
Ist in Krieg und Streit zerronnen.
Wer beschützt und erhält,
Hat das schönste Loos gewonnen.

Weimar, den 3. Sept. 1826.

Goethe.

In der St. Goarer Zeit (1842/43) trug sich Freiligrath, wie seine Witwe mir berichtete, mit dem Gedanken eines Schauspiels oder Lustspiels, dessen Held der Simplizissimus sein sollte. Meine Frage, ob sie selbst einmal den Grimmelshausen'schen Simplizissimus in der Urschrift gelesen habe, verneinte sie und meinte: dies komme vielleicht daher, weil sie immer so viel darüber und davon zu hören bekommen habe. Sie beklagte, daß Freiligrath nicht zur Ausführung seines Planes gelangt sei. Noch 1890 erwarb sie käuflich ein Schulheft aus seiner Knabenzeit mit Stilübungen aus dem Winter 1824/25. Dieses Heft enthält ein allerliebste kleines Drama, für einen Knaben so überraschend gut an Ent-

wicklung der Handlung und an Prägung der auftretenden Personen, daß man wohl auf eine schauspielbühnerische Deutung bei Freiligrath schließen dürfte.

Als echte Künstlernatur, der jeder Zwang verhaßt war, konnte Freiligrath selbst Briefe nur ganz in Stimmung schreiben; jeder Brief war ihm eine Schöpfung; er schrieb viele Briefe, jedoch zahlreiche Menschen beschwerten sich über sein Stillschweigen und gerade die am meisten, denen er vorwiegend gerne Mittheilung machte.

Wie ihr Schwager Ferdinand, so seufzte Maria Melos auch zuweilen über die Last der Briefwechsel; sie, die fast leidenschaftlich gern und ebenfalls zahlreiche Briefe schrieb, jubelte einmal: „Das wird eine Seligkeit im Himmel sein, daß man keine Briefe mehr zu schreiben braucht!“ Aber wenn sie ihre Moraengefährte besorgte und ihren Anzug beendet hatte, widmete sie ein paar Stunden vor Tische stets ihren Freunden. Ich wurde durch diese Freundschaft reich bedacht. Frau Ida, ihre Schwester, schrieb mir nach Marias Tod (8. Oktober 1888): „Unter ihren Freunden nahmen Sie ja fast den ersten Rana ein.“

Ein regelmäßiger Briefwechsler Marias war ihr alter Freund Gottfried Keller in Zürich. Beide feierten am 19. Juli ihren Geburtstag und stellten sich gegenseitig als Glückwünscher an diesem Tage beieinander ein. Es war jedesmal ein Jubel, wenn ein Schreiben Meister Gottfrieds mit dem geliebten Schweizer Poststempel in Düsseldorf einlief. Einmal war ich selber Zeuge davon. Zum 19. Juli 1887 sandte er ihr seinen neuesten Roman „Martin Salander“ und schrieb dazu: „Dieses Buch habe in seinem Vaterland viel Gebrumm veranlaßt.“ Beiläufig bemerkt sei, daß der Name Salander meist fälschlicherweise auf der Mittelfalte betont wird; der Verfasser des Buches sah sehr darauf, daß man der ersten, der Stammsilbe, das Schwergewicht der Betonung verlieh. . . . Keller mochte keine langen Briefe leiden und gab seiner Freundin Maria einmal einen drohenden, deutlichen Fingerzeig; er schrieb ihr rühmend von einer andern Freundin, die so klug sei, nur eine halbe Briefseite zu beschreiben, und die er deshalb seine „kluge halbseitige Freundin“ zu benennen pflege.

Ich selbst hatte Gottfried Keller zu Anfang der achtziger Jahre auch einmal geschrieben und irrtümlicherweise dem Herrn Staatschreiber auf der Anschrift den Titel „Professor“ verliehen; in seinem freundlichen Antwortschreiben fügte er seiner Unterschrift ein dick unterstrichenes, fast wie in arollendem Unmut hingeworfenes „nicht Professor“ bei. —

Immer wieder kam im „Rüchensalon“ der geliebten „Mätinnen“ — wie Frau Freiligrath und ihre Schwester Maria scherzhaft im Hause genannt wurden — die Unterhaltung auf Edermann, von dessen „Gesprächen mit Goethe“ Maria Melos zu sagen pflegte: „Sie sind so ein rechtes Sonntags- und Lieblingsbuch von uns“, sowie auf das Weimarer Goethehaus, das bis zum Herbst 1885 allen Fremden unnahbar verschlossen geblieben war; auch auf Großmutter Pogowisch, Ottilie von Goethe, sowie deren Kinder Wolfgang, Walter und Alma. Die Gebeine der Bekannten waren 1885 von Wien nach Weimar überführt worden. . . . Die Damen rühmten Walters Vertonungen. Walter von Goethe hatte sich bei Carl Loewe, dem berühmten „Balladen-Loewe“, der Tonkunst gewidmet gehabt und stand zur Loeweschen Familie zeitweilig in freundschaftlichen Beziehungen; er sprach mit größter Wärme von seinem geliebten Lehrmeister. . . . Die Anschauungen, die ganze Art und Weise, mit Menschen zu verfahren, der beiden Enkel Goethes, Wolfgang und Walter, hatten jedoch, nach dem milden und allezeit gerechten Zeugnis meiner alten Freundinnen, nichts Gewinnendes; sie frankten an ihrem großen Namen und meinten, von dem hohen Sozlet, worauf sie sich gestellt hatten, nicht heruntersteigen zu dürfen. Dies machte sie mürrisch, verschlossen, menschlichen. Sie konnten ihre „ganz verdrehte Erziehung“ später nicht mehr abschütteln. Beiden sei es in der Kinderzeit „ganz aräglich“ gewesen, mit Knaben ihres Alters spielen zu müssen und jedesmal waren sie unglücklich, wenn sie zum großherzoglichen Prinzen (dem späteren Großherzog) Carl Alexander befohlen wurden. Sie wollten überhaupt nur mit „Melosens“ spielen. Fast immer wurde dann Theater gespielt und Walter von Goethe vor allem war unermülich und erfinderisch, neue Stücke und einzelne Auftritte aufzubringen. Gewöhnlich stellten Walter von Goethe und Luise Melos (eine ältere Schwester von Ida und Maria) die Hauptrollen dar, und häufig kam es vor, daß Wolfgang von Goethe nebst Ida und Maria Melos die einzige Hörschaft bildeten, wenn sonst gerade keine andere aufzutreiben war.

(Schluß folgt.)

Otto Gmelin / Stauferzeit.

Wir wissen nichts von unserer Zeit, so viel geredet, geschrieben, geklagt, disputiert, doziert wird darüber. Jeder sieht nur seinen Kreis, nur Einzelheiten. Was wesentlich ist, was nur Mode, was echt, was nur lärmend, wer weiß es? Aber man hat ein Bild in sich. Man hat einen Ton in sich, eine Phantasie über die Zeit. Und vielleicht ist nichts eben charakteristischer für eine Zeit, als das Bild, das sie sich von sich selbst, von der Zukunft und sogar von den Vergangenheiten macht. Ja gerade von den Vergangenheiten. Jede Zeit sucht sich Vergangenheiten, die ihre eige-

nen Vergangenheiten sind, wo die Tatsachen irgendwie dem Suchenden entgegenkommen, wo es einen Widerhall gibt, wenn er in seiner Sprache hineinruft. Dann findet er sich bestärkt, gefestigt, denn er will gläubig werden an seine Zeit, an den Geschicknissen der Vergangenheiten.

Eine der Zeiten, die uns heutigen Widerhall wecken, ist die spätere Stauferzeit, das Ende des 12. und die eine Hälfte des 13. Jahrhunderts. Es ist die Zeit der entscheidenden Gottf. Jener Gottf., die voller Strenge ist, ohne den überschwinglichen Herat

der späteren, ohne barockes Spiel, jung, steil, willensstark, auch eigenwillig. Der Bamberger Dom auf seinem Fels, die Ruine der Zisterzienser in Heisterbach, St. Gereon und St. Martin in Köln, die Grundgedanken des Straßburger Münsters und das Wesentliche des Magdeburger Doms gehören dahin, um nur einiges zu nennen. Nicht aus Ueberchwang wird geschaffen, es ist keine religiöse Schwärmerei oder Verenkung, keine naive Hingabe an das Höhere. Es ist ganz einfach strenger Wille zur Gestaltung. Das Gefühl erleidet die Metamorphose der Vergeistung, ehe es nach außen drängt. Man ist damals nicht sentimental gewesen. Die Zeit war vorüber, wo man in Verzückung oder hingebendem Rausch ins heilige Land zog. Die Kreuzzüge haben jetzt einen anderen Charakter. Sie sind politische Unternehmungen und dienen nicht mehr tiefem Gefühl, sondern der reinen Idee. Der greise Nothbart zieht zur Vollendung des Kaisertums gegen die Ungläubigen. Einer der Rüge wendet sich gegen Ägypten, einer sogar gegen das christliche Byzanz, es geht im Grunde gar nicht um das Grab des Erlösers; diese Rüge dienen der apostolischen Herrschaftsidee und der venetianischen Kolonialbewegung. Friedrich II. unternimmt seinen Zug gegen den Willen der Kurie; als Gebannter zieht er in die heilige Stadt ein. Er bekämpft die Ungläubigen nicht, er verhandelt mit ihnen; durch diplomatische Geschicklichkeit erreicht er Abtretung der wichtigen Plätze und Rechte. Er selbst setzt sich mit eigener Hand die Krone des Königreichs Jerusalem aufs Haupt. Für ihn ist die Unternehmung ein politischer Akt zur Festigung des Kaisertums gegen die Kurie. Nichts von Romantik, wie man es oft darzustellen beliebte, ist in dieser Gebärde des Kaisertums. Seine Pracht ist Ausdruck einer realen Macht. Nur der Kinderkreuzzug ist wie eine Vorahnung späterer Verzückungen, er steht vereinzelt in dieser Zeit, von den Zeitgenossen verurteilt; der König von Frankreich verbietet ihn, besteht Umkehr; Papst Innozenz III. hat zwar diese Kinder in ihrem Kreuzzugseifer den Erwachsenen als Beispiel vorgehalten — ein Zeichen, wie wenig Zulass und Zugkraft seine Aufforderung zu einem allgemeinen, großen Kreuzzug bei den Erwachsenen hatte, — aber er hat das Unternehmen der Kinder als unvernünftig mißbilligt. Die Kirche mußte hohe kirchliche Belohnungen in Aussicht stellen, um die Massen überhaupt noch zur Kreuzesnahme zu bewegen. Man dachte sehr nüchtern, fast kaufmännisch, auch in geistlichen Dingen. Nicht ohne Grund ist es die Zeit der erstarkenden Städte, des entstehenden Bürgertums. Das Geld hat seinen Wert und seine Macht. Es gilt als geradezu selbstverständlich, daß Lämter käuflich sind. Ritter, die ihren Vorteil nicht anders zu wahren wissen, rauben und stehlen. Wenn sie klüger sind, „moderner“, lassen sie sich für ihre ritterliche Parteinahme klingend belohnen. Philipp von Schwaben und Otto IV., die beiden Gegenkönige, bezahlen ihre fürstlichen Wähler. Manche der vornehmen Herren ließen sich von beiden Seiten bezahlen und taten dann doch, was ihnen paßte. So nüchtern war man. Treulosigkeiten von Vasallen und Herren, Nichteinhalten gegebener feierlichster Versprechungen und Zusagen war etwas Alltägliches. Betrachtet man die Zeit nur in ihren endlosen Einzelkämpfen um Einzelinteressen, im Hin und Her der Fehden, Parteinagen, so erscheint sie verdorben bis ins Mark, roh, sinnlos. Aber wenn man die Menschen betrachtet, sieht man ein anderes. Es ist ein starkes, hartes, nicht zügelloses Lebensgefühl dahinter. Bei den Höchsten verdrängt es sich bis zur reinen Idee. Die Treulosigkeit und Wildheit war zugleich Echtheit. Es war durchaus keine innere Auflösung der Ordnung: Die Bewegung gegen die Kirche, die Abigener, der Fria der Kaiser gegen die Päpste, all dies ging nicht gegen die Idee der Kirche, hatte nichts „Protestantisches“. Die Berselbständigung der Fürsten als „Landesherrn“ war nicht gegen die Idee des Kaisertums gerichtet. Daß man treulos, verschlagen, selbstsüchtig, bei der Wahrung seiner Interessen war, hieß nur, daß man un sentimental, ohne „Gemütlichkeit“ war; vielleicht viel mehr wie Kinder i. allg. treulos, selbstsüchtig, undankbar sind. Auch die Plebe scheint fast ohne Anflug von Nüchternheit gewesen zu sein. Selbst das Jdöll, das sich bei der Minne nicht ganz vermeiden läßt, war durch die höfische Form in eine kühle Lust gehoben. Die Sinnlichkeit war bei einfachen Naturen ungeschminkt derb, bei den

feineren, führenden stilisiert, nicht nur äußerlich, auch im Gefühl selber. Die Minnelieder Walters von der Vogelweide klingen fast im gleichen Ton wie seine politischen. Daß es gezielte Auswüchse gab, ist nur Beweis, wie auch weniger kultivierte doch den Willen zur Strenge hatten, ohne sie zu erreichen. Das Denken war scharf subtil. Die Scholastik eines Albertus Magnus und Thomas von Aquino wuchsen hier. Die Päpste waren kluge Verwaltungsbeamte oder Finanzmänner wie Honorius III. oder scharfe Juristen — die juristische Universität Bologna stand in höchster Blüte und größtem Ansehen, die meisten dieser Männer waren mittelbar oder unmittelbar dort im Denken geschult — wie Innozenz III. und Gregor IX. Erlauchte Geister, Friedrich II., Heinrich VI., Innozenz III. ragten in die Region der kühlen Ethik des Weltmannes, wußten mehr als sie sagten, fühlten sich als Träger von Ideen, denen gegenüber das Einzelmenschliche ohne Belang ist. So konnte Heinrich VI. grausam sein wie ein Sadist, Friedrich II. leidenschaftlich hart im Saß, Innozenz III. gleichnerisch unwahrhaftig. Aber sie stellten die Welt dar. Sie lebten in einer nüchternen Klarheit. Innozenz und Friedrich verboten zuerst das Gottesurteil als irreführend. Bei einer Heuschreckenplage ordnet Friedrich nicht Bittgänge an, sondern einfach, daß jeder Bewohner des Ortes bei Strafe täglich eine bestimmte Menge dieser Tiere an die Behörden abliefern mußte. Solche Rüge haben äußerlich etwas Aufklärerisches, wie etwa auch die Achtung, die Friedrich Mohammedanern und Juden gegenüber zeigt. Aber diese Haltung ist viel tiefer als die der Aufklärung. Sie geht von einem Zentrum aus, das nicht rationalistisch vereinfachend ist, sondern weltmännisch überlegen. Die Kaiser denken nicht daran, die päpstlichen Kebergelände aufzuheben, auch nicht während des heftigsten Kampfes mit den Päpsten. Kezer waren Rebellen gegen die Idee der Zeit auch da, wo sie vorahnend künftiges voraussaßen. Die Abigenerseinde, Dominicus und sein Orden, sind von einer kalten Glut getrieben. Macht der Idee ohne Sentimentalität ist die Haltung der Stärksten, Führenden. Aber aus der äußersten Strenge und Härte kann sich eine Liebe ihr Recht zum Dasein geben, die fern ist von jeder Weichheit; Heiligkeit der Hingabe, die ohne Schwäche ist. Erst da ist wahrhaft große Entfaltung, wo wahrhaft große Macht potentiell wenigstens vorhanden ist. So mag es kommen, daß jene Zeit an zwei Stellen das Wunder schönster Christlichkeit hervorbringt. Die heilige Elisabeth und der heilige Franz von Assisi stehen wie fremdartige Blüten in der Zeit. Aber sie wurden nicht fremdartig empfunden, sie werden heilig gesprochen, sie finden Widerhall. Friedrich selber, der Kaiser, der Vertreter der höchsten weltlichen Macht, hat vielleicht um der frommen Elisabeth Hand gewonnen, nachdem sie Wittwe geworden war, wenigstens erzählen es so die Quellen. Verrät dies nicht eine tiefe Sehnsucht dieses weltlichen, nüchternen Kaisers? Verrät es nicht vielleicht den letzten Sinn jener ganzen Epoche, daß gerade er am Grabe der Heiligen eine Krone auf ihr Haupt niederlegt, nach des Chronisten Bericht ungefähr mit den Worten: Da wir dir, als du lebstest, die Krone nicht aufs Haupt setzen konnten, wollen wir dich im Tode krönen.

Was uns heutige mit jener Zeit verbindet, scheint mir, ist zunächst die Nüchternheit, die Unsentimentalität. Wir haben in unseren blanken Maschinenteilen, in den sauberen, präzisen Radioapparaten eine sachliche Nüchternheit des Ausdrucks, die keine Gemütlichkeit aufkommen läßt. Wir haben in den Interesselämpfen des sozialen Lebens, in den nationalen Wirtschaftskrisen dieselben machtpolitischen, oft kurzfristig einseitigen kalten Leidenschaft. Ob freilich auch bei uns große Ideen herrschen, kann nicht sicher bejaht werden, aber zum wenigsten scheint es manchmal so. Ob große, überragende Persönlichkeiten, wahre Weltmänner über allem stehen, ist noch weniger zu entscheiden. Aber daß auch wir Heroen noch ertragen und hervorbringen könnten, ist nicht unmöglich, auch wenn wir sie bekämpfen; freilich dürften es keine Heroen mit tönendem Pathos sein, gänzlich unromantische Starke voll steiler Nüchternheit. Und daß endlich auch in uns noch etwas mehr ist als bloße Zweckmäßigkeit, als bloßer Eigennutz, etwas, das zu einer Art Heiligkeit, zu einer vornehmer kühlen Anmut der Gebärde wachsen könnte, ist unser Glaube.

Toni Rothmund / Der Smaragdring. Novelle.

Laurin wohnte in der Dachkammer der Feilträgerei Sendringer in einer engen Gasse der Altstadt. Es war ein hohes Haus, schmal und von großer Tiefe, dunkel und winkelig. Bis unters Dach war es vollgestopft mit allerlei Trübel, der sich aus der ganzen Welt hier zusammengefunden haben mochte. Ein anderer als Laurin hätte sich vielleicht in dem düsteren Hause zwischen dem alten Gerümpel nicht so wohl gefühlt, aber dem war es grade recht so. Je hunter das Leben war, je mehr gefiel es einem, der sich in der Hauptsache aufs Zukunfts verlegt hatte. Niemand wenigstens wußte, was Laurin sonst in der Welt Gottes trieb, noch wie sein eigentlicher Name war. Man sagte ihm nach, daß er ein Poet sei, aber es war ein unbewiesenes Gerücht. Denn niemals hatte man in einer der drei städtischen Zeitungen ein Gedicht von ihm zum Frühstück bekommen. Er nannte sich Laurin nach jenem sagenhaften Geisterkönig, der in seinem Rosengärtlein hoch ob der Welt unsägliche Reichtümer hütet, welche aber keines Menschen Auge je geschaut, keine aetriae Menschenhand je berührt haben. Wenn Laurin wirklich solches Gold besaß, so verstand er es doch nicht zu münzen, denn sein abgetragener

Anzug von verschabtem, bräunlichem Nippelsamt war alles andere als königlich. Uebrigens war er ein Mann, der bei schwarzem Kaffee und trockenem Brot ebenso vergnügt lebte wie mancher Prasser am reichbestekten Tisch. Laurin besaß viele Bekannte, aber keinen Freund. Es war etwas in seinem Gesicht, was die Menschen abhielt, sich ihm gar zu vertraulich zu nähern. Seine Augen hatten den aufmerksamen und doch unbeteiligten Blick eines Mannes, der das Treiben, Ringen, Feilschen und Fehlen seiner Mitbrüder aus einer gewissen Höhe halb belustigt, halb mitleidig betrachtet. Dann und wann hatte er eine Liebste, aber nie lange. Entweder konnte er keine Frau dauernd festhalten — oder er wollte es nicht. Natürlich war er auch im Kriege gewesen, aber seit dem Friedensschluß wohnte er in seiner Dachstube, und sie hatte sich seitdem nicht geändert, so wenig wie er selbst. Sonst freilich war vieles anders geworden. Erkennte nannte sich die Feilträgerei seit einiger Zeit „Antiquitätenhandlung Sendringer“. Zweitens trug Frau Selma Sendringer jetzt modische Kleider mit tiefer Gürtellinie, ausgeschnittene Schuhe und

helle Seidenstrümpfe. Und drittens und letztens ging Herr Sendringer nicht mehr aufs Land, um den Bauern ihr altes Zinn und ihre gemalten Truhen abzuschwaben. Sondern jetzt kamen die Leute zu ihm ins Haus gelassen und brachten ihm ihre Aller- tümer.

Manch gehegtes Wunder aus alten Familienbeständen wanderte gegen schmutziges Papiergeld in Herrn Sendringers Laden. Er war wie ein dunkler, gefrägiger Schlund, dieser lange, dämmerige Laden. Er verschlang zarte, durchscheinende Tassen aus dünnem Porzellan mit gemalten Blumen darauf; perlen- gestickte Tabakspfeifen, Stuhlhühner mit Marmorfüßen, deren Glöcklein wie aus alter Zeit klingelten. Es gab da schön geschweifte Kommoden mit vielartigem Holz ausgeleat, alte wunderliche Familienporträts, wo die Haare echt waren und von den Originalen des Bildes stammten; Schreibische mit geheimen Fächern, Pustische, die sich durch einen Griff in Spieltische oder Nähtische verwandeln ließen, ein sonderbares Harfenklavier mit einem geprüngenen, gläsernen Ton, kurz, unzählige Dinge, die liebste Geheimnisse verschwiegen, weil niemand ihre Geschichte mehr kannte. Nur Laurin trat manchmal herzu, trich lieblosend über sie hin mit linder Hand und flüsterte mit ihnen.

Am hinteren Ende des Ladens ging es zwei Stufen aufwärts in Herrn Sendringers „Atelier“, wo dieser neue Sachen auf alt herrichtete, wertlosen Gemälden durch einen bräunlichen Firniß größere Bedeutung gab, zerbrochene Porzellanfiguren stülte oder abgeprüngene Möbeldecken anklebte, kurz, allerlei Arbeiten, bei denen außer Laurin niemand zugegen sein durfte. Laurin aber sah oft ein Viertelstündchen und aucte dem kunst- reichen Mann zu. Durch sein Interesse an den alten Dingen hatte er sich in Gunst bei dem Händler gesetzt, der mit einer kau- zigen Liebe an seinen Schätzen hina.

„Selma versteht nichts von den Sachen“, sagte er, nachdem er sich erst umgeschaut hatte, ob sie auch nichts von seinen mer- kerischen Reden hören konnte. Aber Selma war damit beschäf- tigt, vor dem großen venetianischen Spiegel ihr Gesicht zu be- sehen. Es war ein etwas ansehnlicher, rosiger Gesicht mit einer leichten Puderfärbung und einer kunstvollen Frisur darüber, aus jenem goldgetönten Haar, das nicht immer echt wirkt. Desto echter waren die Goldplomben in Selmas Zäh- nen, die zu jener Zeit der beginnenden Geldentwertung ein kleines und durchaus sicher angelegtes Kapital darstellten. Sel- mas Gestalt war durch das kräftig aufblühende Gesicht und dem damit verbundenen guten Leben auch etwas in die Breite gegan- gen. Herr Sendringer betrachtete sie mit einer aus Stolz und Grauen gemischten Bewunderung, die niemand so gut verstand als Laurin, der Selma noch gekannt hatte, als sie in Unterrod und Korsett im Hause herumkramte, damals als der Alter- tumsladen noch die kleine Heilträgerin war, wo arme Teufel gegen ein paar Mark ihre Sachen versehen konnten. Es mochte wohl sein, daß Selma nichts von dem inneren Wert der Dinge kannte, aber jedenfalls verstand sie sich aufs Geschäft, mußte bil- lia einzuhandeln und gütig und zur rechten Zeit wieder zu ver- kaufen, und ihr hauptsächlich war der Aufschwung des Hauses zu verdanken.

Von seinem Atelier aus konnte Sendringer den ganzen La- den übersehen. Kammen Kunden, die etwas kaufen wollten, so blieb er ruhig im Hintergrunde, denn hierbei war Selma unver- gleichlich. Ganz Dame, und dennoch durch und durch Geschäftsfrau. Kam aber jemand, der etwas bringen wollte, keise Men- schen, Professoren, Offizierswitwen, Geheimräte, alte Kräftelein, die mit ätzernden Händen ihre Schätze anspackten — dann über- nahm Sendringer die Oberleitung. Er machte sich aering und tat, als sei er selbst ein armer Mann, die Zeiten schlecht, das Geld rar und die angebotene Ware wertlos, und als nehme er sie nur aus persönlichem Mitleid zu einem sehr hohen Preise an, der dann so niedrig war, daß schon manchmal der Verkäufer mit einem bitteren Lächeln seine Parität wieder einwickeln wollte, und Sendringer noch ein Draufgebot machen mußte, was dann aber immer noch beträchtlich unter dem eigentlichen Wert der Sache zurückblieb.

Zu so einer grauen Stunde brachte jemand den indischen Ring ins Haus. Er hatte einem Radscha gehört und war schon lange in der Familie des Verkäufers gewesen. Merkwürdigerweise wußte Sendringer später nicht, wie der Mensch aussehehen hatte, der ihn brachte, so geblendet war er von dem Ring gewesen. Ein großer, klarer Smaragd war es in einer wunderbaren Silber- fassung. Auf dem goldenen Reifen, der den Stein hielt, waren wunderliche Zeichen eingegraben und aus dem Juwel brach ein Feuer von seltener Reinheit. Als Laurin nach seiner Gewohn- heit in den Laden geschlendert kam, fand er den Althändler noch ganz berauscht von seinem Kauf. Er hielt den Ring zwischen zwei Fingern und ließ ihn im Lichte aufstrahlen. Selma stand neben ihm und in ihren Augen blinkerte die Lust.

„Gib mir den Ring“, bot sie ihren Gatten. „Etwas habe ich mir schon lange gewünscht.“ Und sie streckte ihre kleinen molligen Hände aus, die schon mit Ringen überladen waren.

„Wir wollen ihn verkaufen, es steckt ein Verwünschtes darin“, widersprach Sendringer.

„Er wird sich besser verkaufen, wenn ich ihn trage“, bettete die Frau beherrschend. Da sagte Laurin, und sein Gesicht war ganz blaß dabei: „Tragen Sie den Ring nicht, Frau Sendringer. Er paßt nicht an Ihren Finger. Diese Ringe bringen Unglück,

wenn sie an die falsche Hand kommen. Zu dem Ring gehört eine nackte, braune Hand — und ein Gesicht mit schwarzem glattem Haar, das mit Goldfäden und Perlenbändern durchflochten ist. Es gehört dazu ein schmaler, dunkler Kopf mit großen Ohr- ringen.“

„Dummes Zeug“, lachte Selma. Sie war furchtbar aufge- klärt, und außerdem verdros es sie, daß Laurin den Ring zu schade für sie fand. Sie steckte ihn gleich an ihren Goldfinger, wo schon zwei andere Ringe saßen. Aber der indische Smaragd überstrahlte sie alle.

In dieser Nacht konnte Laurin lange nicht einschlafen, weil er zu viel an den Ring denken mußte. Er träumte sogar davon. Er sah eine ganze Schar weißgewandeter Indier auf schnellen Ra- meln, die ausgezogen waren, um Selma den Ring abzufragen. Das Herz klopfte ihm bis an den Hals, denn die Sache war garnicht ungefährlich für Selma, und er dankte Gott, daß er auf- wachte. Es war mitten in der Nacht und der Mond schien gerade ins Zimmer. In dem Pflanz- der durch das offene Fenster hereinstiel, stand eine schlanke, weißgekleidete Gestalt. Sie hatte ein braunes Gesicht mit länglichen, fremdartigen Augen, und sie trug Ringe an den feinen Fußgelenken. Aber ihre Hände waren ohne Schmuck und hingen arm an ihr herunter. Er erkannte gar nicht über den seltsamen Besuch und fraate nach ihrem Begeh.

„Ich bin wegen meines Ringes gekommen, saate sie mit einer süßen, singenden Stimme.“ „Ich gab ihn einst einem weissen Mann, den ich lieb hatte. Er war arm wie ein Bettler, aber sie sagten, daß er ein großer Dichter im Abendlande sei. Er liebte Indien, aber eines Tages wurde er krank am Fieber und am Heimweh, und mußte fort ziehen. Beim Scheiden gab ich ihm den Ring, es ist lange her. Aber nun hat ihn die Frau mit den gol- denen Haaren, und er gehört nicht an ihre Hand.“

„Ich will ihn dir wieder verschaffen“, saate Laurin, und es kam ihm in diesem Augenblick ganz leicht vor, dies auszuführen. Aber die Fremde schüttelte traurig den Kopf. „Das kannst du nicht, ich bin ja schon lange tot. Und auch der Dichter ist tot, Laurin. Aber meine Seele ist an den Ring gebunden und ich habe keine Ruhe im Grabe, solange er an falschen Händen sitzt. Hast du die Goldhaarige lieb, dann warne sie, den Ring zu tragen.“

„Ich habe sie nicht lieb, aber deine Warnung will ich ihr sagen“, erwiderte Laurin. Da nickte sie ihm zu, senkte tief und glitt in Schatten zurück, so daß er nicht wußte, ob alles nur ein törichter Traum gewesen war.

Am andern Tag, als er den Ring an Selmas Finger blieben sah, fiel ihm der Traum wieder ein.

„Hören Sie, Frau Sendringer, Sie sollten eine Stiftung machen“, saate er in überredendem Ton zu ihr. „Jenem leben- den Dichter, der uns Indien so herrlich geschildert hat mit seinen schönen, braunen Menschen, seinen Palmen und Lotus- blumen, seinen Dschungeln und Fiebern, seinen Raubtieren und Schlangen und Hungersnöden, ihm sollten Sie den Ring geben — auf Lebenszeit, so wie einen Orden. Es käme in alle Zeitungen: „die hochherzige Stifterin des indischen Königsringes, Frau Selma Sendringer“ ... und so weiter. Es wäre eine Refame, eine Bombenrefame für Ihr Geschäft. Nach dem Tode des Dichters fiele der Ring wieder an die Dynastie Sendringer zurück.“

„Ich glaube, Sie sind übergeschnappt, Laurin“, saate Selma empört. „Der Ring war gestern achtzigtausend Mark wert. Heute hätte ich ihn um hunderttausend verkaufen können.“

„Tun Sie es, tun Sie es um Gotteswillen, ehe das Unglück Sie ereilt“, rief Laurin eindringlich. Aber sie lachte ihn nur an. Von da an erzählte sie ihm jeden Tag, wie viel der Ring jetzt wert sei. Der Preis stieg in märchenhafte Höhen — man hätte ganz Indien dafür kaufen können.

Selma bekam Größenwahn und das war beareiflich. Es ist keine Kleinigkeit, den Wert eines Kaiserreiches an seinen kleinen molligen Händen zu tragen. Sie dachte manchmal, sie sei Königin von England und Kaiserin von Indien.

Die Millionen, Milliarden, Billionen verdrehten ihr den Kopf. Sie kleidete sich immer prächtiger und wurde immer dicker und kurzatmiger. Sendringer hatte böse Tage mit ihr. Dann wollte sie ein Auto kaufen, dann sich eine Villa bauen, und alles das begründete sie mit dem ungemessenen Wert des indischen Ringes. Bisweilen wagte Sendringer es, sie daran zu erinnern, daß sie vor nicht allzulanger Zeit auf dem Markt hinter einem schmutzigen Stand abgetragene Kleider und Schuhe verkauft habe. Aber das konnte Selma nicht vertragen, dann gab es furchtbare Anfälle, bei denen ihr das Blut zu Kopf stieg und das Fett zu kochen begann, was ein äußerst bedrohlicher Anblick war. Es half nichts, daß Sendringer sie daran mahnte, sich nicht aufzuregen, weil ihr dies vom Arzt verboten sei — solche War- nung entfachte ihre Wut nur noch mehr. Bei einem derartigen Streit war es auch, daß sie ihr Schickal ereilte. Ein Herzschlag machte ihrem Leben ein vorzeitiges Ende. Da war sie auf einmal wieder so arm wie die ärmste Exzellenzenwitwe im armen deut- schen Vaterland. Herr Sendringer zog ihr den indischen Kö- nigring vom Finger, der ihr ja wirklich kein Glück gebracht hatte — und begrub sie mit großen Ehren und aufrichtiger Be- trübniß, trotzdem sie ihm das Leben in der letzten Zeit so sauer gemacht hatte.

(Schluß folgt.)